
Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt
Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.
№ 45. 1889.

Die Sklavin.

Novelle
von
Alfred Stelzner.

(Fortsetzung und Schluß.)
(Nachdruck verboten.)

Herbert hatte dem so plötzlich anderen Sinnes gewordenen Freunde beide Hände auf die Schultern gelegt und sah ihm bewegt in die Augen.

„Seien Sie nicht böse, Kapitän, daß ich Sie an Ihr gegebenes Wort erinnerte, und machen Sie sich keine Sorge! Fangen lassen werden wir uns nicht, und wenn Ihnen Batavia in Zukunft meinethalben verschlossen ist, so werde ich mit Allem, was ich besitze, für Ihre Zukunft einstehen. Darauf gebe ich Ihnen mein Wort! — Und nun zur Sache! Sie werden also sogleich mit Ihren Leuten den Tschiliwung hinauf bis zum Landhaus des Chinesen fahren und dort in Ihrer Jolle so versteckt wie möglich warten, bis Sidin und ich dort anlangen. Das Weitere wird sich finden. Was mich betrifft, so werde ich schleunigst in's Hotel fahren, meine Siebensachen zusammenwerfen und sofort an Bord des ‚Sirius' schaffen lassen, und sodann mit Ihnen zusammentreffen. Ich hoffe, bei alledem ebenso schnell wie Sie an Ort und Stelle zu sein. Eine kleine Stunde werden Sie beinahe gebrauchen."

„Einverstanden!" rief der Kapitän. „Ich helfe Ihnen, so viel in meinen Kräften steht. Mag kommen, was da will!"

„Ich danke Ihnen, Kapitän! Auf Wiedersehen also am Tschiliwung!"

— — — — — — — — — — — —

Der Wirth des Marinehotels war über die so plötzliche Abreise seines Gastes zuerst sehr überrascht gewesen, hatte es jedoch sehr bald durchaus begreiflich gefunden, daß Herbert bei seiner Freundschaft mit dem Kapitän des „Sirius" die Gelegenheit wahrgenommen, mit dessen Schooner in die Heimath zurückzukehren.

Glückliche Reise wünschend hatte er Herbert dann an den Wagen geleitet, und stand eben im Begriff, sich mit einem letzten Händedruck und der Versicherung, daß das Gepäck sofort an Bord geschafft werden sollte, von ihm zu verabschieden, als er mit einem Male aufhorchte und ringsum ausspähend zur Seite trat.

Ein eigenthümliches Geräusch erfüllte die Luft, wie fernes Stimmengewirr, untermischt mit Trommelschlägen.

„Das ist Feuer!" sagte der Wirth.

Herbert war jäh zusammengezuckt. Er erbleichte unter dem Verdachte, der sich plötzlich seiner bemächtigte.

„Muß ja nett brennen," sagte der Wirth. „Der ganze Horizont im Süden ist blutroth."

„Vorwärts, Kutscher!" schrie Herbert. „Leben Sie wohl!"

„Glückliche Reise, Herr Grotter! He, 's ist wahrhaftig beinahe, als ob man Ihretwegen das Feuerwerk angelegt hätte, zum Abschied! — Glückliche Reise!"

Herbert waren diese letzten Abschiedsworte unter dem Gerassel des sich



Ein kleiner Taugenichts. Nach einem Gemälde von Jul. Adam. (S. 356)

in Bewegung setzenden Fuhrwerks entgangen. Er hatte dem Kutscher die größte Eile empfohlen. Kaum aber war das Hotel aus seinem Gesichtskreise verschwunden, als er sich erhob und den auf seine Gäule einhauenden Malayen am Kittel zupfte.

„Habe mich anders besonnen, Kutscher! Fahren Sie mich nicht an den Landungsplatz, sondern nach Weltevreden. Bei der Schleusenbrücke will ich aussteigen. Verstanden?

„Ganz wohl, Herr!"

„Kehren Sie aber nicht um! Biegen Sie hier rechts ab!"

Der Wagen bog in eine Seitenstraße des Molenvliet, dann wieder rechts um, fuhr eine breite, schnurgerade Allee entlang und erreichte über Weltevreden nach einer guten Viertelstunde das angesagte Ziel.

Herbert lohnte den Kutscher reichlich ab und schlug sodann eilends einen schmalen Fußweg ein, der sich am linken Ufer des Tschiliwung durch Kampongbali, die Vorstadt, in sanften Krümmungen hinzog.

Die Sonne war bereits untergegangen, und die Dämmerung schnell einer immer mehr zunehmenden Dunkelheit gewichen, und doch herrschte in dem Kampong ein noch ungewöhnlich reges Leben. Die Feuersbrunst, von der hier nur blutrother Widerschein zu bemerken war, hatte Alles auf die Beine gebracht. Eine Menge Menschen, Chinesen und Malayen, liefen mit qualmenden Fackeln an Herbert vorüber, Hunde kläfften und die Bewohner der kümmerlichen Bambushütten standen gestikulirend vor ihren Thüren.

Herbert hatte seinen Schritt in wachsender Erregung immer mehr beflügelt. Endlich hatte er den Kampong durchkreuzt und betrat jetzt die Lichtung eines breiteren Weges.

Schaudernd hemmte er plötzlich seinen Lauf. Unwillkürlich griff er nach dem Stamme eines am Wege stehenden Kanaribaumes und starrte mit großen Augen über den Fluß nach Süden. Die Aussicht war hier unverdeckt.

Da, wo sonst unabsehbare, amphitheatralisch aufsteigende Reisfelder ihr Meer von Aehren in der Abendbrise wiegten, wüthete jetzt thurmhoch eine grausenerregende, ungeheure Feuersgluth, die Millionen auffliegende Funkengarben und Wolken von dickem, weißem Qualm zum Himmel aufsandte.

Oft genug hatte Herbert auf gelegentlichen Spaziergängen die trockenen, unter der sengenden Gluth der tropischen Sonne schnell verdorrten Blätter und Halme dieser Felder im Luftzuge der Abendkühle rascheln hören, um zu begreifen, daß ein einziger Funke hinreichte, einen unauslöschlichen Brand zu entflammen, der nur endigt, wo der Brennstoff aufhört, und nur zu erschütternd trat es Herbert vor die Seele, was dieses furchtbare Schauspiel vor ihm zu bedeuten habe, denn kein Anderer als Sidin mochte der Urheber desselben sein.

Gewaltsam riß Herbert sich plötzlich aus den herzbeklemmenden Vorstellungen los, denen er bei dem grausig schönen Anblick des wogenden Feuermeeres unwillkürlich anheimgefallen war; und als ob er Versäumtes nachholen wollte, setzte er in eiligem Laufe seinen Weg fort. Derselbe führte wiederholt durch kurze Strecken Waldes. Alles aber leuchtete gespenstisch in dem blutrothen Widerschein des unfern brandenden Flammenchaos.

Nach Umgehung eines undurchdringlichen Bambusgebüsches hielt Herbert, der schon die Richtung verloren zu haben wähnte, fast außer Athem wieder den Schritt an und sah forschend um sich.

Da drangen Ruderschläge aus nächster Nähe an sein Ohr. Noch wenige Schritte und der Wasserspiegel des Tschiliwung tauchte vor ihm auf.

„Hallo da unten!" rief er leise, als er die Insassen eines größeren Bootes gezählt, das sich emsig gegen den Strom fortarbeitete, „ich möchte mitfahren! Erkennen Sie mich?"

„Erkenne Sie!" antwortete eine Herbert wohlbekannte Stimme, „warten Sie, wir legen an!"

Nach wenigen Minuten saß Herbert neben Kapitän Bastian im Boote, das sofort seine Fahrt wieder aufnahm.

Kaum aber hatten sie Beide die ersten Worte gewechselt, die sich begreiflicher Weise auf die Feuersbrunst bezogen, von der auch der Kapitän keinen Augenblick gezweifelt, daß sie in den Plantagen Li-Tschung's ausgebrochen sei und mit Elima's geplanter Rettung in Zusammenhang stehe, als wiederum ein Anruf vom Ufer her ertönte und zwar von der gegenüber liegenden, dem Feuer zugekehrten Seite.

„Das ist Sidin," flüsterte Herbert seinem Nachbar zu. „Ich erkenne seine Stimme. — „Sprich deutsch," rief er dann lauter an's Ufer. „Willst Du einsteigen?"

„Nein, Herr," scholl es zurück. „Wir haben die Zeit nicht! Es ist die höchste Gefahr für die Schwester! Soeben kehrte der Chinese vom Brande zurück. Er muß Argwohn geschöpft haben. Zum Glück ist in seinem Hause Alles in größter Verwirrung. Die meisten seiner Leute sind zum Feuer gelaufen, wie ich mir's dachte. Dicht hinter dem Hause ist eine Brücke. Unter den Akazien drüben legen Sie an. Da erwarte ich Sie. Es ist nur eine kleine Strecke. Aber eilen Sie, eilen Sie, es ist die höchste Noth!"

Während Sidin diese Worte im Gehen sprach und nun mit Windeseile vorauslief, hatte das Boot unaufhaltsam seine Fahrt fortgesetzt.

„Fix ausholen, Jungens!" rief der Kapitän seinen Leuten zu, während Herbert sich vor Aufregung und Besorgniß, mit der Sidin's Mittheilung ihn erfüllt hatte, kaum zu fassen wußte. „Wo sind die Stricke, Klaas?" wandte er sich an den Steuermann, der scharf auslugte.

„Da, hinter Ihnen, Kapitän!" versetzte der Gefragte.

„Muß ohne Blutvergießen abgehen, lieber Grotter. Wer uns in den Weg tritt, dem binden wir einfach die Knochen zusammen."

Herbert nickte stumm, und als das Boot nach kurzer Fahrt, von Sidin herangerufen, an's Land stieß, war er der Erste, der heraussprang.

Zwei von den Ruderern und der am Steuer blieben zur Bewachung der Jolle in derselben zurück. Die Uebrigen folgten Sidin, der vorsichtig vor sich hinspähend dem Hause Li-Tschung's zuschlich.

Die Nacht war dunkel. Kein Stern funkelte am Himmel, der ringsum durch schwere, von röthlich schimmernden Streifen durchzogene Rauchwolken wie verhängt war; doch aber erglänzte der weiße Giebel des einsamen Landhauses im Widerschein des unfern lodernden Feuers weithin durch die Wipfel der Bäume in mattem, flackerndem Licht.

Das Thor des schnell erreichten Gartens stand weit offen. Die Schließung desselben mußte in der Verwirrung von der davongelaufenen Dienerschaft vergessen worden sein.

„Wir müssen Sidin vielleicht tadeln," raunte der Kapitän Herbert zu, als sie bis zur Gallerie vorgedrungen waren, die sich rings um's Haus zog, ohne auch nur einer Seele begegnet zu sein, „aber er hat eine vortreffliche Menschenkenntniß bewiesen. Alles ist ausgeflogen."

Herbert nickte ihm lebhaft zu.

„Wenn Li-Tschung, von Argwohn gestachelt, wirklich zurückgekehrt ist," fuhr der Kapitän flüsternd fort, „so wird er außer sich sein über seine Diener. Hoffentlich ist Keiner im Hause!"

„Warten Sie hier, Kapitän, mit Ihren Leuten," versetzte Herbert jetzt, „am Eingange der Gallerie, es ist zu unserer Aller Sicherheit. — Sidin und ich wollen allein vorgehen, und mit dem Chinesen wollen wir Beide schon fertig werden."

In überwallendem Kraftbewußtsein reckte er seinen mächtigen Körper und sah Sidin in die flammenden Augen, aus denen dieselbe wilde Entschlossenheit loderte, die ihn selbst beseelte. Dann schritten die Beiden, den Kapitän und die Matrosen an den Stufen der Gallerie zurücklassend, behutsam dem Innern des Hauses zu, dessen im chinesischen Styl eingerichtete Räume durch allerlei Ampeln nur matt erleuchtet waren.

„Hast Dich doch mit Stricken versehen?" fragte Herbert, vor einer Glasthür stehen bleibend, in leisem Flüstertone.

Sidin nickte bejahend.

„Es darf kein Blut fließen," fuhr Herbert mit fliegenden Pulsen fort, „es ist genug an der einen Uebelthat, zu der Dich die furchtbare Noth gezwungen. Aber so öffne doch!"

„Die Glasthür ist verschlossen!"

„Die erste, die wir verschlossen finden. Siehst Du, ob der Schlüssel steckt?"

„Auf der anderen Seite, ja!"

„So drücken wir die Scheibe ein, Sidin, und schließen von da auf."

Klirrend fielen die Glasscherben zu Boden. Kaum aber hatte Herbert den hinter der Thür belegenen, durch eine zierliche Treppe getheilten Hausflur betreten, als plötzlich gellende Hilferufe aus dem oberen Stockwerk her ertönten.

„Um Gottes willen," schrie Herbert außer sich auf. „Das ist Elima's Stimme!"

Wild stürmte er die Treppe hinan.

Die jähen Hilferufe waren verstummt. Dafür drangen aber krampfhafte, halberstickte Laute wie von Ringenden hinter einer Thür her, an die Herbert jetzt heftig rüttelte.

„Oeffnen Sie — auf der Stelle, oder ich schlage die Thüre ein," schrie er mit einer Stimme, die durch Zorn und Empörung plötzlich ganz heiser geworden war.

„Es regt sich nichts mehr!" flüsterte Sidin ihm, kaum weniger ergrimmt, zu. „Der Schuft wird sie doch nicht umbringen?"

Kaum war dieser Verdacht ausgesprochen, als Herbert sich mit solcher Macht gegen die Thür warf, daß das Schloß krachend nachgab.

Der Anblick, der sich ihm bot, trieb ihm plötzlich alles Blut zu Herzen.

Elima lag, wie zu Tode erschöpft, am Boden, die Augen starr offen, die Lippen zusammengepreßt, das prachtvolle Haar aufgelöst über den Nacken herabfließend. Es war, als ob sie ringend vor dem Chinesen zusammengebrochen wäre, der noch jetzt ihr Handgelenk fest umklammert hielt.

Bei dem plötzlichen Erscheinen ihres Retters lief ein Zucken über ihren ganzen Körper, die Lippen öffneten sich unter stammelnden Freudenlauten, sie fuhr sich mit der freien Hand über Augen, Stirn und Haar, und brach dann in ein erschütterndes Schluchzen aus.

Li-Tschung stand, mühsam nach Athem ringend, mit schrecklich entstellten Gesichtszügen und bleich vor Entsetzen vor seinem unvermutheten Gegner, als die Thür in's Zimmer flog. Plötzlich aber riß er einen Kris unter seinem Gewande hervor. Seine kleinen, tückischen Augen funkelten in grenzenloser Wuth.

„Elima!" schrie Herbert in jähem Schreck. „Nimm Dich in Acht!" Und mit einem einzigen Satze war er, Sidin zuvorkommend, zugleich auf den Chinesen losgestürzt, schlug ihm mit Blitzesschnelle den Kris aus der Hand, daß die Waffe in weitem Bogen zur Erde flog, und versetzte dem Elenden einen so heftigen Faustschlag, daß er rückwärts taumelte und zu Boden stürzte.

Das Alles war das Werk eines Augenblickes gewesen.

Noch bevor jedoch Sidin den zu Boden Geschlagenen gepackt hatte, um ihn zu binden und unschädlich zu machen, raffte derselbe sich urplötzlich wieder auf und entschlüpfte seinem Gegner mit einer Behendigkeit, die dieser ihm bei seinem Alter nicht zugetraut hatte. Li-Tschung war auf eine Gardine zugeeilt, welche den Eintritt zu einem angrenzenden Zimmer bildete, riß dieselbe zurück, stieß eine Thür auf und verschwand hinter derselben.

Sidin warf sich gegen die Thür. Zu spät, sie mußte von außen verriegelt sein.

„Laß ihn laufen," rief Herbert. „Wir aber müssen noch schneller sein, als er!"

In zärtlicher Sorge beugte er sich zu Elima hinab, die von Alles überwältigenden Empfindungen erschüttert, ihre beiden Arme um des Geliebten Nacken schlang und ihm mit unbeschreiblicher Innigkeit in die Augen sah. Wie ein Kind hob er sie auf, flüsterte ihr süße, schmeichelnde Liebesworte zu und küßte sie in überströmendem Glück.

Sidin hatte mit seltsamen Blicken auf Herbert und die Schwester gestarrt; jetzt aber drehte er sich plötzlich um, durch ein Geräusch wie von einem zurückgeschobenen Riegel aufgeschreckt. Unwillkürlich wich er einige Schritte zurück, als er die Mündung zweier Pistolen auf sich gerichtet sah.

„Verdammte Räuber!" schrie Li-Tschung, der plötzlich, in jeder Hand eine Schußwaffe, aus dem Nebenzimmer zurückgekehrt war, kreischend vor Zorn, daß seine Worte wie ein heiseres Wuthgeschrei klangen. „Das Mädchen ist mein! Sterben soll sie jetzt mit euch!"

Er hob die Waffe gegen die zitternde Gestalt des Mädchens, doch schon hatte Sidin wie ein Panther, der jählings seine Beute bespringt, sich auf den Chinesen geworfen.

Ein Schuß krachte. Sidin wälzte sich in seinem Blute und unter ihm Li-Tschung, mit dem er rang auf Leben und Tod, und dessen Hilferufe gellend durch die Räume des Hauses hallten.

Entsetzt hatte Herbert die Geliebte fahren lassen. Zu spät jedoch stürzte er auf die Ringenden zu. Sidin hatte plötzlich das neben ihm am Boden liegende Dolchmesser des Chinesen gepackt und ihm dasselbe in die Brust gestoßen.

Im Hausflur war es laut geworden. Auf der Treppe ertönten schwere, eilige Schritte.

„Wir sind's, Grotter!" rief der Kapitän, der soeben in der Thür erschienen war. „Kommen Sie, eilen Sie!"

Hastig trat er auf Sidin zu, der regungslos, die Hand auf die Brust gepreßt, am Boden lag.

„Lebt er?" fragte der Kapitän.

„Weiß nicht!" versetzte Herbert, indem er Elima in beide Arme hob und sie fest an sich preßte. „Da sind Ihre Leute! Sie sollen den Aermsten mit in's Boot tragen."

„Fix, Jungens!" rief der Kapitän. „Er schlägt die Augen auf. Tragt ihn behutsam in die Jolle. Aber sputet euch. Dem aber," setzte er hinzu, sich über den Chinesen beugend, „ist nicht mehr zu helfen. — Vorwärts, Jungens."

Ohne einem Menschen zu begegnen, hatten die Flüchtigen auf demselben Wege, den sie vorhin gekommen, die Stelle am Flusse erreicht, wo die Jolle auf ihre Rückkunft wartete.

Niemand sprach ein Wort. Schweigend wurde zuerst der Schwerverwundete in's Boot geschafft, dann folgte Herbert mit seiner bebenden Last und endlich der Kapitän und seine Leute.

Es war die höchste Zeit gewesen, daß die Jolle abstieß, denn kaum war sie im Schatten dichter Ufergebüsche in voller, durch den Strom noch verstärkter Fahrt, als unsern des Landhauses und jenseits des Wassers Stimmen laut wurden und vereinzelt auch Fackeln auftauchten, die sich dem Hause langsam näherten.

„Fixer, zieht, was ihr könnt," raunte der Kapitän den vier Matrosen zu, welche die Riemen mit so außerordentlicher Kraftanstrengung handhabten, daß die Jolle wie ein Pfeil über's Wasser glitt. „Wenn nur die Schleusen noch offen stehen!"

Herbert hatte sich zu Sidin hinabgebeugt, dessen Haupt in seinem Schoße ruhte, während Elima sich angstvoll und schaudernd und keines Wortes mächtig an die Seite des Geliebten schmiegte.

„Mein armer Sidin," flüsterte er auf's Tiefste erschüttert, und seine Augen wurden ihm feucht. „Mit Deinem Blute hast Du Dich für Deine Schwester geopfert."

Er strich dem Bewußtlosen über das weiche Haar und sah besorgt dem Kapitän zu, der sich jetzt kopfschüttelnd angeschickt hatte, die schnell untersuchte Wunde dicht unterhalb des Herzens mit einem vorläufigen Verbande zu versehen. — Das Boot setzte unterdessen in immer derselben Schnelligkeit seine Fahrt fort. Mit eiserner Ausdauer handhabten die Ruderer immer gleich kräftig ihre mächtigen Riemen. Der Widerschein der noch immer lodernden Feuersbrunst, der in den Wipfeln des Ufergesträuches spielte, erhellte die Wasserstraße nothdürftig.

Ungehindert waren die Schleusen, sowie das in einiger Entfernung vom Ufer gelegene Wachthaus Bazar-Baroe passirt worden, und die Jolle glitt nun auf dem Kanal am Molenvliet entlang, sich mehr und mehr der alten Stadt und dem gefürchteten Zollhaus nähernd.

Jetzt befand sich die Jolle dem steinernen Gebäude der Zollbehörden gegenüber, an dem die Ruderer in unverminderter Schnelligkeit vorbeizukommen trachteten. Chinesische Dschunken, Fahrzeuge aller Art begegneten den Flüchtigen; sie überholten Fischerboote von sonderbarem Bau und Takelwerk, am Vordertheil mit Blumen geschmückt; und schon glaubten sie unentdeckt in diesem Gewirr des Kanallebens den überall herumlauernden Zollwächtern zu entgehen, als sie sich plötzlich von vorn her angerufen hörten und zum Beilegen aufgefordert wurden.

„Vorwärts, Jungen!" raunte der Kapitän seinen Leuten zu. „Wir wollen uns die Kerls schon vom Leibe halten."

Die vier Matrosen legten sich mit übermenschlicher Anstrengung in die Riemen, und sausend durchfurchte die Jolle das schmutzige Wasser der Flußmündung.

Herbert, der Elima fest umschlungen hielt, beobachtete in athemloser Spannung, wie der Kapitän selbst das Steuer übernahm und seinem Vorgänger, einem früheren Walfischfahrer, mit bezeichnender Geberde mehrere aufgerollte Seile in die Hand drückte.

„Halt!" schrie ein Beamter, der sich hoch im Bug des Zollbootes aufgerichtet hatte und seine Büchse in Anschlag brachte. „Halt, oder ich schieße."

Im selben Augenblicke sauste lassoartig ein Seil aus der Hand des ehemaligen Walfischfahrers durch die Luft; ein kräftiger Ruck, ein Platschen in's Wasser, und der Zollwächter war sammt seiner Büchse spurlos verschwunden.

„Schad' ihm nichts," sagte der Mann mit den Seilen, sein Priemchen gelassen auf die andere Seite schiebend, „die Kerls schwimmen Alle wie die Ratten."

Dann setzte er sich wieder gelassen an seinen alten Platz. „Ich will gehenkt werden," meinte er schmunzelnd, „wenn die da uns noch erwischen. Und ihr Geschimpfe kann uns nichts mehr thun."

Wenn die fluchenden und wetternden Zollbeamten in der That eine Verfolgung der tollkühnen Flüchtlinge beabsichtigt haben sollten, so mußten sie diese Absicht sehr bald wieder aufgegeben haben, denn schon nach kurzer Zeit war nichts mehr von ihrem Boote zu sehen.

Schon machte sich der frische Luftstrom des nahen Meeres bemerkbar. In kaum zehn Minuten war die Rhede erreicht. Eine scharfe Brise wehte und die See ging ziemlich hoch.

Auf dem „Sirius" war Alles zur Abfahrt bereit, und noch von der Jolle aus gab Kapitän Bastian den Befehl, den Anker zu lichten. Kaum war der letzte Mann aus dem Boote an Bord gestiegen und dieses selbst hochgewunden, so setzte sich der Schooner bereits unter dem Druck der entfalteten Segel in Bewegung, mehr und mehr in immer schnellere Fahrt gerathend.

Sidin war sogleich unter Deck gebracht und unter umsichtigste Fürsorge gestellt worden. Wider besseres Wissen, nur um den Liebenden die erste Stunde eines glückseligen Zusammenseins nicht zu vergällen, hatte der Kapitän ihnen günstigen Bescheid nach Untersuchung des Schwerverwundeten ertheilt und unter dem Vorgeben, daß derselbe der dringendsten Ruhe bedürftig sei, Alle aus der Kajüte verwiesen.

Aneinander geschmiegt und mit verschlungenen Armen standen die beiden Menschenkinder, die sich unter so merkwürdigen Verhältnissen für's Leben gefunden, auf dem Oberdeck des stolzen Ostindienfahrers, zu Füßen das dunkle Meer, zu Häupten den mächtigen Sternenhimmel, die Welt in ihren Herzen aber voll eitel Glanz und Gluth und Sonnenschein.

„Jetzt erst bist Du ganz mein," brach Herbert endlich ein langes, seliges Schweigen, das zitternde Mädchen in zärtlicher Umarmung an seine Brust ziehend und ihr Wangen und Stirn und Haar mit heißen Küssen bedeckend. „Sieh, Elima," fuhr er fort, „wie eine süße, herrliche Blume habe ich Dich herausgerissen aus heimathlichem Boden und Du gehst einer Dir unbekannten Welt voll fremden Scheins entgegen. Aber ich schwöre Dir, daß ich Dich lieben und hegen will immerdar und Dich geleiten mit aller meiner Kraft und allem meinem Sinnen und Trachten durch alle Wirrnisse des Lebens. Willst Du mein sein mit Leib und Seele, mit Allem, was Du fühlst und denkst?"

„Dein, Du lieber, lieber Mann, Dein für alle Zeit und in alle Ewigkeit!"

Dann sprachen Beide kein Wort mehr. Sie standen noch immer auf Deck, als längst das liebliche Himmelslicht der Tropen eine zauberisch schöne Meereslandschaft vor ihnen wachgeküßt hatte, und sahen sich immer wieder in die strahlenden Augen, der doch den schönsten Himmel voll Glück und Frieden widerspiegelt.

* * *

Im Herbst desselben Jahres wurde die Trauung Herbert's und Elima's in der Michaeliskirche zu Hamburg vollzogen. Der eiserne Wille des jungen Gatten und mehr noch die Allgewalt holdseligster Schönheit, wie sie so berückend von Elima ausströmte, hatten jeden Widerstand der Eltern Herbert's gebrochen, und ihre anfängliche Abneigung gegen die Verbindung in Liebe für die Verbundenen verkehrt. Nur ein Schatten war am Hochzeitstage in das Glück des jungen Paares gefallen, als sie Sidin's gedachten, der auf der Reise seiner Wunde erlegen war, und nun in fremder Erde den ewigen Schlaf schlief — am Kap der guten Hoffnung! Da hatten sie ihn begraben und ein schlichtes Denkmal schmückte sein Grab.

Ein treuer Zeuge aber ihres Glückes blieb den Neuvermählten jahraus jahrein der wackere Kapitän des „Sirius". Wohlweislich hatte er seinen Rheder gewechselt und erklärt, daß er Batavia auf seinen Reisen künftig meiden werde. Es hätte jedoch dieser Vorsicht nicht bedurft, denn die Hauptstadt Java's wurde über das räthselhafte Ende des Chinesen Li-Tschung und das Verschwinden Elima's nie aufgeklärt. In Kalkutta erfuhr der Kapitän einmal von einem holländischen Steuermann, daß die Wittwe Franssen, sowie deren Tochter und Schwiegersohn in sehr auffälliger Weise sich mit der Verschwendung des ihnen zugefallenen Vermögens

der Frau van Ruyter beschäftigten und daß man in der besseren Gesellschaft Batavia's nicht viel von ihnen wissen wollte.

Viele frohe Stunden verlebte der wackere Kapitän alle Jahre in dem gastlichen Hause Herbert Grotter's, und wenn Herbert ihm sein eheliches Glück vor Augen hielt, so nannte er Elima nie anders als die Sklavin seines Herzens.

Ein kleiner Taugenichts.

(Mit Bild auf Seite 353.)

Die anmuthigen Spiele junger Kätzchen, ihre lustigen Sprünge und zierlichen Wendungen sind für den Thierfreund eine Quelle steter Ergötzlichkeit. Als hauptsächliches Spielobjekt dient zuerst der Schwanz der Mutter, wie der eigene; auch mit einem ihm zugeworfenen Papierkügelchen kann Miezchen sich stundenlang in der drolligsten Weise unterhalten. Freilich nicht immer sind die Spiele so unschuldiger Natur, denn Miezchen hat gar keinen Respekt vor ehrwürdigen und geheiligten Gegenständen, und wenn es, wie auf unserem hübschen Bilde auf Seite 353 (nach einem Gemälde von Julius Adam), sich gar an Großmutters Strickkorb macht, den Knäuel abzuwickeln und das Strickzeug herauszureißen beginnt, dann ist es die höchste Zeit, dem kleinen Taugenichts das Handwerk zu legen.

Die Eisboot-Wettfahrten auf dem Hudson.

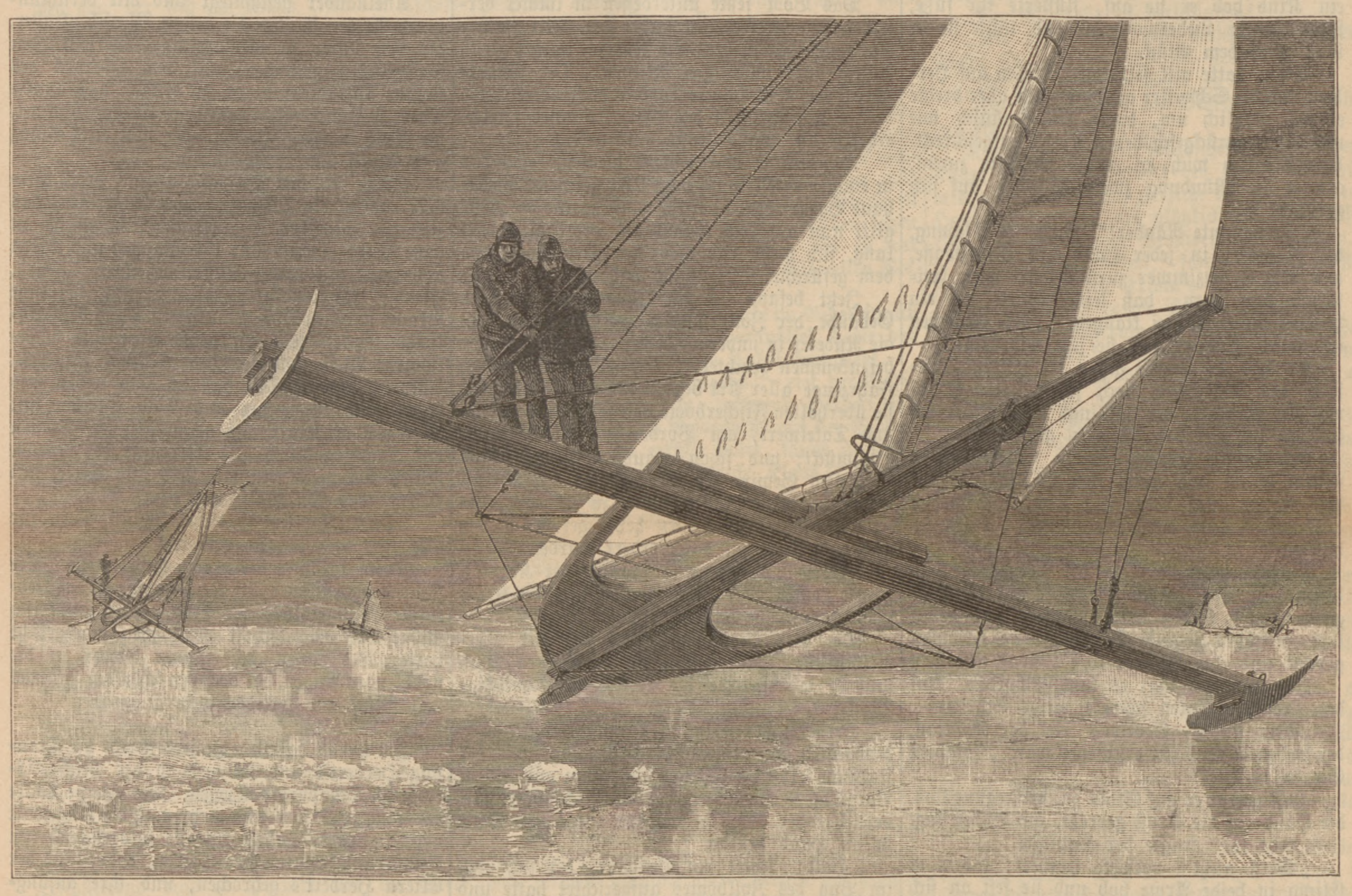
(Mit Abbildung.)

Unsere Abbildung zeigt eine Eisboot-Wettfahrt auf dem Hudson, dessen breiter, im Winter eine gewaltige Eisfläche darbietender Spiegel zu solchem Sport die beste Gelegenheit gibt. Ein derartiges Eisboot besteht im Wesentlichen nur aus zwei rechtwinkelig, ähnlich einem Drachengestell miteinander verbundenen Balken. Während das vordere Ende des Langbaumes das Bugspriet darstellt, ist das hintere rechts und links noch mit eigenthümlich ausgeschnittenen Verstärkungen versehen. Am hinteren Ende, sowie an den beiden Enden des Querbaumes sind scharfe, eiserne Kufen angebracht, und im Mittelpunkte des Gestelles erhebt sich ein Besan- und Stagsegel tragender Mast. Ein solches Fahrzeug erreicht bei günstigem Winde die Geschwindigkeit eines in voller Fahrt dahinsausenden Schnellzuges, ist wie ein Segelboot lenkbar und beschreibt die schönsten Kurven, bei denen es (wie auf unserem Bilde) oft nur auf zwei Kufen dahineilt, während die dritte hoch in die Luft ragt. Es gibt in Nordamerika eine Anzahl Vereine, die sich ausschließlich diesem Sport widmen.

Ein ehemaliger Rechtsbrauch in Hessen.

(Mit Bild auf Seite 357.)

In früheren Zeiten bestand in Hessen das sogenannte Eselslehen der altadeligen Familie Derer



Eisboot-Wettfahrt auf dem Hudson (Nordamerika).

v. Frankenstein. Dieselbe hatte von der Stadt Darmstadt ein Lehen, welches jährlich in 12 Maltern Korn bestand, mußte dafür aber in gewissen Fällen der Darmstädter Polizeiverwaltung einen Esel zur Verfügung stellen. Hatte nämlich eine Frau in Darmstadt ihren Mann geschlagen, und war dies zur Anzeige gelangt, so mußte der Inhaber jenes Lehens einen Esel schicken, auf dem die Frau — wie unser Bild auf Seite 357 es zeigt — rücklings sitzend, mit dem Schwanz des Esels statt eines Zaumes in der Hand, durch die Straßen der Stadt zu reiten gezwungen wurde. Das Recht, den Esel zu führen, war je nach der Art des Falles verschieden. Hatte die Frau ihren Mann mit hinterlistiger Bosheit geschlagen, so daß es ihm unmöglich gewesen, sich zu wehren, so führte der Frankensteiner Bote, der den Esel nach Darmstadt gebracht hatte, das Grauthier; war aber der Mann in offenem Zwiste der Frau unterlegen, so mußte er den Esel selbst führen. Ein amtlicher Bericht aus dem Jahre 1593 bezeugt, daß der Brauch, unbotmäßige Weiber zum Schimpf auf einem Esel reiten zu lassen, dazumal auch in anderen Orten Hessens üblich gewesen ist. Bald darauf aber scheint das schöne Geschlecht auch dort sanftere Sitten angenommen zu haben, wenigstens findet man vom 17. Jahrhundert an in den Akten keine Spur mehr von dem „Eselslehen".

Ein seltsames Konzert.

Erzählung von **L. Maurice.**

1.

Barthel Papusch, der Kapellmeister des Garde-Hautboisten-Corps König Friedrich Wilhelm's I. von Preußen, ging hastig in dem Wohnzimmer seines Häuschens auf und ab.

„Mach' mir den Kopf nicht warm und gib das Geflenne auf!" sagte er dabei unwirsch zu einem hübschen, blondhaarigen Mädchen, welches an dem Tisch saß und bitterlich weinte. „Es nutzt doch nichts. — Und Er, Grundmann," wandte er sich dann an einen düster dreinblickenden jungen Mann in Garde-Uniform mit dem Musikerabzeichen, dessen riesige Gestalt nahezu an die Decke des niedrigen Gemaches reichte, „Er sollte mir selbst Recht geben und deshalb mit Seinen Flatusen bei dem Mädel aufhören. Er hat nichts; und sie hat nichts; wovon wollt ihr also leben, namentlich später, wenn noch Familie hinzu kommt?"

„Die Frage ist wohl berechtigt, Herr Kapellmeister," versetzte der Gardist. „Aber wir sind uns doch nun einmal gut, die Lene und ich, und da kommen Einem die Heirathsgedanken von selbst. Wir wollen ja auch nur Eure Einwilligung und dann gerne so lange warten, bis ein glückliches Ungefähr meine Lage verbessert."

„Ein glückliches Ungefähr?" spottete der Alte. „Er erhält jetzt vier Groschen Sold; ein glückliches Ungefähr, das heißt, wenn unseres sparsamen Königs Majestät 'mal in gnädiger Laune ist, kann Seinen Sold auf fünf Groschen erhöhen; denkt Er etwa damit eine Familie zu ernähren?"



Ehemaliger Rechtsbrauch in Hessen: Eine Frau wird wegen Mißhandlung ihres Mannes rücklings auf einem Esel reitend durch die Stadt geführt. (S. 356)

„Das würde allerdings auch noch nicht reichen," räumte Grundmann ein. „Allein Ihr wisset doch, Vater Papusch, daß ich bereits einige kleine Musikstücke gesetzt habe, die Beifall fanden, vielleicht gelingt es mir, durch mein Talent im Laufe der Zeit —"

„Ah, Quasseleien und kein Ende! Für Sein Talent zahlt Niemand einen rothen Heller, das weiß Er so gut wie ich. Also bleibt's bei meinem Wort: ohne klare und bündige Beweise, daß Er eine Frau zu ernähren im Stande ist, wird aus der Sache nichts!"

„Vater!" flehte das Mädchen.

„Herr Kapellmeister," bat der Gardist.

In diesem Moment öffnete sich die Thüre und ein Bursche mit frischem, lustigem Gesicht in Lakaientracht trat in das Zimmer.

„Guten Tag beisammen," begrüßte er die Gesellschaft und schaute dann verwundert von Einem zum Anderen. „Ei der Blitz! — wie Seine Excellenz, der General v. Blankensee zu sagen pflegt — was hat's denn hier gegeben?"

„Guten Tag, Ruprecht," erwiederte Papusch. „Die Lene und der Hautboist dort quälen mich um meine Zustimmung zu ihrer Heirath."

„Und Ihr verweigert sie, Ohm? Das ist sehr Unrecht!"

„Aha!" riefen die Liebenden wie auf Kommando. „Seht Ihr wohl?"

„Saperlot!" schrie der Kapellmeister. „Bist Du Grünschnabel auch mit im Bunde? Was weißt Du davon, ob ich Recht oder Unrecht habe? Was erzähle ich Dir überhaupt dergleichen? Was treibst Du Dich insonderheit während Deiner Dienststunden hier herum?"

„Piano, piano, Ohm," lachte Ruprecht. „Ich hatte eine Besorgung in der Nähe und sprang deshalb für einen Augenblick herein, um Euch einen neuen, gestern Abend im Tabakskollegium vorgefallenen Spaß zu erzählen."

„So?" brummte Papusch „Das wird wieder 'was Rechtes gewesen sein."

„Und ob! So vergnügt habe ich Seine Majestät noch nie gesehen."

„Na, was gab's denn? Heraus damit!"

„Der Freiherr v. Gundling und ein Fremder, den ich nicht kannte, führten einen ‚Schweinespektakel' auf"

„Einen Schweinespektakel? Den sollen sie ja häufig im Kolleg aufführen."

„Nein, nicht so; die Beiden ahmten das Grunzen, Quieken und Schreien einer Anzahl sich beißender Schweine nach und zwar so fürtrefflich, daß die ganze Gesellschaft wie toll war. Selbst Hochwürden Faßmann lachte, und was Seine Majestät anbetrifft, so waren solche, wie bereits bemerkt, außer sich vor Lustigkeit. Der Freiherr hat sich damit beim König einen neuen Stein in's Brett gesetzt."

„So?" meinte Grundmann, der aufmerksam zugehört hatte, nachdenkend. „Dergleichen macht also unserem König Freude?"

„Wie nichts Anderes."

„Herr Kapellmeister, Ihr sollt Respekt vor mir bekommen."

„Soll mir lieb sein! — Was hat Er denn vor?"

„In einer Stunde werdet Ihr's erfahren. Adieu Schatz, hab' guten Muth, es wird Alles gut werden." Damit stürzte er hastig aus dem Zimmer.

„Ich glaube wahrhaftig, der will jetzt das Schweinegeschrei in Musik setzen," sagte Ruprecht kopfschüttelnd. „Das kann hübsch werden. Doch ich muß nun auch gehen. Adieu, Ohm, adieu, Base. Nur den Kopf oben behalten! Der Ohm wird schon nachgeben, nicht wahr, Ohm?"

Und fort war er.

Die Vermuthung des scharfsinnigen Hoflakaien bestätigte sich in der That. Nach Verlauf einer Stunde erschien Grundmann wieder und reichte dem Kapellmeister eine Anzahl Notenblätter.

Papusch überschaute sie, und ein Schmunzeln überflog sein verdrießliches Gesicht.

„Ein Opus für sechs Fagotten?" murmelte er. „Hm, hm, gar nicht übel, recht originell sogar. Aber was soll's damit? In der Kirche können wir's nicht spielen."

„Freilich nicht, aber im Schlosse. Wir überraschen Seine Majestät bei der nächsten Gelegenheit damit."

„Na ja, wollen sehen. Doch jetzt Ordre parirt und von meinem Mädel in achtungsvoller Entfernung geblieben! Treff' ich Ihn noch einmal gegen meine Erlaubniß hier, so werde ich Ihm ein Liedlein pfeifen, das Ihm keine Freude machen soll. Damit Gott befohlen."

Der Alte wies zugleich mit einem so ernsthaften Gesichte nach der Thüre, daß Grundmann keinen Widerspruch wagte und mit einem letzten schmerzlichen Blick auf Lene ging.

2.

König Friedrich Wilhelm I. hielt nicht viel von den schönen Künsten. Besonders wenig machte er sich aus Musik und entließ daher bei seinem Regierungsantritt den größten Theil der zu seines Vaters Lebzeiten angestellt gewesenen Hof- und Regimentsmusiker. Die Leitung des geringen verbleibenden Restes wurde dem alten Barthel Papusch übertragen. Die Kapelle hatte die Obliegenheit, bei den Paraden aufzuspielen und bei feierlichen Anlässen, wie auch an bestimmten Abenden im Schlosse zu konzertiren.

Gelegentlich der nächsten dieser Musikaufführungen stand auch Grundmann's Komposition, deren einzelne Stimmen er: „Porco primo, Porco secundo" u. s. w. (erstes Schwein, zweites Schwein) genannt hatte, auf dem Programm. Kapellmeister Papusch proklamirte, wie üblich, ehe der Vortrag dieser seltsamen Programmnummer begann, mit tiefer Verbeugung den Titel und setzte hinzu: „Ein musikalischer Scherz."

Die vornehme Zuhörerschaft, wozu die ganze königliche Familie außer dem Kronprinzen zählte, machte große, erwartungsvolle Augen und wußte sich die ersten laut werdenden Töne nicht recht zu deuten, bis der König plötzlich vergnügt ausrief: „Saperlot, das sind ja Gundling's Schweine."

Da Friedrich Wilhelm die fragliche Belustigung im Tabakskollegium voll Behagen in seiner Familie erzählt hatte, so wußte diese nun Bescheid und verfolgte mit steigendem Ergötzen das Musikstück. Der junge Komponist hatte es in demselben verstanden, noch drastischer als jüngst der besagte Freiherr und dessen Assistent, die unholden Laute eines Trupps Borstenvieh bei einer Rauferei wiederzugeben. Das grunzte, schrie und quiekte derart, daß bald die ausgelassenste Heiterkeit in dem Auditorium entstand und sich namentlich der König vor Lachen schüttelte.

Er winkte nach Beendigung der Pièce den Kapellmeister zu sich heran, sprach ihm seine allerhöchste Zufriedenheit über das neue Opus aus und fragte, ob Papusch das selbst komponirt habe, worauf Jener der Wahrheit gemäß den Hautboisten Grundmann als den Urheber bezeichnete.

Friedrich Wilhelm nickte gnädig und gebot seinem Vertrauten, General v. Grumbkow, dem jungen Menschen zehn Thaler für das hübsche Stück auszuzahlen.

Der alte Kapellmeister freute sich lebhaft über diesen Erfolg seines Untergebenen, Letzterer war natürlich überglücklich.

„Seht Ihr, Herr Kapellmeister," raunte er demselben stolz zu, „daß ich mit meinem Talent doch noch etwas erreiche."

„Immer noch nicht genug, mein Sohn," versetzte Jener. „Sorg' Er, daß Ihm ein derartiges Benefiz monatlich zu Theil wird, dann habe ich nichts mehr dagegen, daß Er die Lene heirathet."

— — — — — — — — — — —

Kronprinz Friedrich besuchte die Konzerte im Schlosse höchst selten und dann nur gezwungener Weise; die bei dieser Gelegenheit zum Vortrag gelangenden Kompositionen sagten seinem geläuterten Geschmacke nicht zu. Durch seinen Musiklehrer Quanß, der Grundmann's Schöpfung mitangehört hatte und der dem Kapellmeister Papusch nicht grün war, erfuhr er von dem neuen Opus.

Quanß äußerte seine Entrüstung über eine derartige Entweihung der heiligen Musika, und Friedrich versprach ihm, Papusch bei Gelegenheit dafür ein wenig zu schrauben.

Diese Gelegenheit sollte sich bald bieten.

Eines Tages sah Friedrich von einem Fenster seines Zimmers im Schlosse aus den alten Kapellmeister über den Schloßplatz gehen.

Der Kronprinz ließ ihn sogleich durch einen Adjutanten zu sich bescheiden.

„Nun, mein lieber Kapellmeister," redete er ihn an, „habe vernommen, daß Er eine schöne neue Komposition, ein ‚Schweine-Konzert' spielt. Möchte solche auch wohl einmal hören."

„O, königliche Hoheit, nein, bitte gehorsamst —"

„Bin sehr begierig, habe heute Abend große Gesellschaft. Erzeige Er mir also dann den Gefallen."

„O, königliche Hoheit," wand sich Papusch, „es ist nur eine Kleinigkeit, nicht würdig eines solchen Kenners."

„Im Gegentheil, man berichtete mir, es sei sehr gelehrte sechsstimmige Musik. Also komme Er nur mit seinen Virtuosen. A revoir."

Er winkte freundlich, Papusch verneigte sich tief und schritt niedergeschlagen davon. Er war keinen Augenblick im Zweifel, daß man es auf eine Hänselei abgesehen hatte.

„Was nun, was nun?" stöhnte er rathlos vor sich hin.

Im Lustgarten angelangt, setzte er sich auf eine Bank und versank in unbehagliches Brüten.

„Nun, was grübelt Er denn da?" redete ihn plötzlich eine starke Stimme an.

Der Kapellmeister blickte erschrocken auf; der König stand vor ihm.

Wie ein Blitz fuhr Papusch von seinem Sitze in die Höhe.

„Nun?" wiederholte der König. „Er sieht ja aus, als wäre Ihm die Petersilie verhagelt."

„Majestät," stammelte der Musiker.

„Sprechen!" herrschte Friedrich Wilhelm.

„Wohlan," versetzte Papusch entschlossen, „meinem Herrn und König darf ich nichts verschweigen. Man beabsichtigt, sich über mich lustig zu machen."

„Wer sollte sich dessen unterfangen?"

„Königliche Hoheit, Dero Herr Sohn."

„Wieso?"

„Königliche Hoheit wünschen heute Abend den von Eurer Majestät Kapelle jüngst aufgeführten musikalischen Scherz: ‚Porco primo, porco secundo etc.' zu hören."

„Nun, das ist doch ein sehr hübsches Stück."

„Ich würde mich unbesorgter fühlen, wenn mir der Auftrag, eine andere Komposition zu exekutiren, ertheilt worden wäre."

„So? Na, laß Er sich darüber weiter keine grauen Haare wachsen, will selbst ein wenig hinkommen."

„Eure Majestät, man wird sticheln, witzeln."

„Nun, Er ist doch auch nicht auf den Kopf gefallen und wird sich schon herausbeißen."

Der König ging, des guten Kapellmeisters Gesicht behielt aber seinen finsteren Ausdruck.

„Herausbeißen, herausbeißen, leicht gesagt, aber wie?" murmelte er. „Dem Kronprinzen kann man keine Antwort geben wie jedem Anderen. Hätte doch diesen Grundmann der

Teufel geholt, ehe ich und die Lene ihn gesehen! Nichts als Kummer und Aerger macht Einem der Kerl! Aber er soll mir's büßen, wenn die Sache heute Abend schief geht."

Fortwährend hin und her überlegend, schritt Papusch seiner Wohnung zu und man kann sich seinen unbändigen Zorn vorstellen, als er, rasch in das Zimmer eintretend, darin bei seiner Tochter deren ihm so mißliebigen Verehrer entdeckte. Das junge Paar fuhr in der größten Bestürzung auseinander.

Papusch stellte sich vor den Hautboisten und rief mit vor Wuth fast erstickter Stimme: „He, achtet man so mein Verbot?"

„Vater Papusch —"

„Der Teufel ist Sein Vater! Krumm schließen werde ich Ihn lassen kraft meiner Machtvollkommenheit als Vorgesetzter! Vorher jedoch," fuhr er mit grausamem Hohne fort, „soll Er heute Abend Sein Sau-Konzert mit vor dem Kronprinzen spielen, wobei ich Ihn auch der königlichen Hoheit als den Kompositeur bezeichnen werde. Geb' Er Acht, wie wieder zehn Thaler dabei abfallen."

„Was," fragte Grundmann erschreckt, „der Kronprinz will den Scherz hören?"

„Jawohl, heute Abend. Hat mir Höchstselbst den Wunsch ausgesprochen."

„Dann können wir uns auf Spott und Hohn genug gefaßt machen."

„Ganz meine Meinung. Erkennt Er nun die Früchte Seines Talentes?"

„Es muß Rath geschafft werden, etwas geschehen," meinte der Hautboist nachdenkend.

„Allerdings. Aber Sein Witz wird Ihn ebenso im Stich lassen, wie mich der meinige. Ich sehe uns schon, trotz der Gegenwart des Königs, wie begossene Pudel abziehen."

„Der König kommt auch? O, dann ist noch nicht Alles verloren!"

„Er hat ja guten Muth. Nur schade, daß Ihm und mir damit nicht geholfen ist."

Der junge Mann stand sinnend da. Plötzlich klärte sich sein Gesicht auf.

„Vater Papusch," fragte er, „werdet Ihr mir die Lene zur Frau geben, wenn ich Seiner königlichen Hoheit nicht nur die Freude verderbe, sondern Hochderselben auch noch eine Niederlage beibringe?"

„Das muß ich sagen, Er nimmt sich viel vor," höhnte der Kapellmeister.

„Nicht mehr und nicht weniger, als ich durchführen zu können glaube. Erklärt mir nur: wird die Lene mein Weib, wenn es so, wie ich es beabsichtige, kommt?"

„Topp, es gilt. Das heißt, ich will Ihm in dem Falle wenigstens erlauben, ungehindert mit dem Mädel zu verkehren; einem so anschlägigen Kopfe kann es ja dann auch in der Folge nicht fehlen."

„Gut," sagte Grundmann mit strahlendem Gesichte, „das Zugeständniß genügt mir vorläufig. — Adieu Schatz, hoffe das Beste, und Ihr, Herr Kapellmeister, nicht minder. Ich gehe gleich an die Arbeit."

Er drückte dem Mädchen die Hand, nickte dem Alten zu und lief spornstreichs davon.

3.

Abends zur bestimmten Stunde fand sich Kapellmeister Papusch mit seinen sechs Hautboisten in den Gemächern des Kronprinzen ein.

Die Miene des alten Mannes war im Gegensatz zu der vom Morgen eine sehr heitere, und dieses Wunder hatten ein paar Notenblätter, welche ihm Grundmann übergeben, zuwege gebracht. Aber noch mehr, auch das Einvernehmen zwischen den Beiden war das beste. Sie flüsterten vergnügt zusammen, wagten sich jedoch mit den fünf anderen Hautboisten nicht in den Musiksaal, wo die Mitglieder der kronprinzlichen Kapelle schon stolz umherschritten und sich auf die Niederlage, welche das „Schweine-Konzert" erleben mußte, von dem sie Alle wußten, daß es der alte Kapellmeister Papusch exekutiren solle, im Voraus freuten.

Allmählig füllten sich die Räume mit einer auserlesenen Gesellschaft.

Kronprinz Friedrich ließ seine Musiker an die Pulte treten, Quantz ergriff den Taktstock und das Konzert begann.

Die von dem Kronprinzen selbst gewählten Vorträge waren durchweg ernsten Charakters, es befand sich auch Tartini's noch heute berühmte „Teufelssonate" darunter. Der damals hochangesehene Violinist Décour, ein Franzose, spielte sie.

Und nach diesen Genüssen feinster Art das Grundmann'sche „Schweine-Konzert"! Wahrlich, der Kronprinz hatte in raffinirter Weise des Kapellmeisters Demüthigung vorbereitet.

Da sprang plötzlich die Flügelthüre auf und eine allgemeine Bewegung entstand; der König trat ein.

Des Herrschers Blick suchte alsbald seinen Kapellmeister, der sich erst jetzt aus dem Nebensaale herbei getraute.

„Ah, da ist Er ja," sagte der König leutselig. „Es freut mich, daß mein Sohn Seine Leistungen endlich auch anerkennt. Geb' Er Acht, Sein Konzert wird gefallen."

Friedrich Wilhelm sprach die letzten Worte mit erhobener Stimme und ließ sein Auge dabei rings über die Gesellschaft wandern, und die Gesichter, welche schon bei des Monarchen gnädiger Begrüßung seines Kapellmeisters ihren spottlustigen Ausdruck ziemlich eingebüßt hatten, wurden plötzlich ganz ernst.

„Also beginn' Er sofort," gebot dann der König.

Papusch verbeugte sich, rief seine Hautboisten in den Saal und begab sich mit ihnen zu den Pulten, wo er ihnen die Noten reichte.

Dann schaute er sich wie suchend im Saale um.

„Fehlt Ihm noch etwas?" fragte der König, und auch der Kronprinz, welcher glaubte, daß sich der Alte anzufangen fürchte, bemerkte sarkastisch: „Er hat nur zu wünschen."

„Gehorsamsten Dank, königliche Hoheit," versetzte Papusch gelassen, „es fehlt noch eine Stimme."

„So?" lächelte Friedrich. „Ich dächte, es seien nur sechs Schweine in Seiner Musik?"

Unterdrücktes Kichern des kronprinzlichen Anhanges folgte dieser Bemerkung.

Papusch aber kam nicht aus seiner Ruhe.

„Ganz recht, königliche Hoheit," antwortete er, „aber es ist heute Vormittag noch ein Ferkelchen dazu gekommen: Flauto solo."

Der König brach in ein schallendes Gelächter aus, in das die ganze Gesellschaft, selbst Friedrich, mit einstimmte. Des Letzteren Miene nahm jedoch sehr schnell einen anderen Ausdruck an.

„Noch ein Flötensolo?" rief der Monarch, sich vergnügt die Hände reibend. „Das muß hübsch werden! Nun, Fritz, hast Dich ja immer als einen perfekten Flötenspieler erwiesen, da kannst Du wohl mir zu Gefallen das Ferkelchen übernehmen."

Der Kronprinz wurde bleich vor Zorn.

„Majestät," murmelte er.

Widerspruch war etwas, das der König nicht vertragen konnte, am wenigsten von seinem Sohne. Sein Gesicht färbte sich dunkler. „Wird's bald?" grollte er.

Friedrich kannte seinen Vater zu gut, um sich noch länger zu sträuben. Er faßte die Flöte und stellte sich an ein Pult, auf das dann Papusch mit tiefer Verbeugung die Noten legte.

Das Stück begann. Der infolge des eben geschilderten peinlichen Vorganges auf der Gesellschaft lagernde Druck wollte anfangs trotz der originellen Töne, welche die Hautboisten ihren Instrumenten entlockten, nicht schwinden. Erst als das sanfte Quieken des Ferkelchens anhub, begann sich der Bann zu lösen, bis endlich Niemand mehr ernst bleiben konnte. Der König wand sich vor Lachen auf seinem Stuhle, ebenso die anderen Zuhörer, selbst der Kronprinz vergaß seinen Groll und mußte schließlich einmal absetzen, um seiner Heiterkeit freien Lauf zu lassen. Zuletzt lachte Quantz sogar, des Kapellmeisters Papusch größter Widersacher.

Eine derartige derbe, deutsche, ungezwungene Lustigkeit hatte man in diesen Räumen, wo sonst nur auf französische Manier gewitzelt und gelächelt wurde, noch nicht erlebt.

Nach Beendigung des Stückes wischte sich Friedrich Wilhelm die thränenden Augen und trat auf den Kapellmeister zu.

„Er hat mir eine große, große Freude gemacht," sagte er, dem Alten die Hand darbietend, auf die Jener ehrfurchtsvoll seine Lippen drückte. „Ich habe in dieser Viertelstunde 'mal meine Sorgen vollständig vergessen. Erbitte Er sich dafür eine Gnade."

„O, Eure Majestät," murmelte Papusch, „nicht meine Wenigkeit, sondern mein zukünftiger Schwiegersohn dort" — er deutete auf Grundmann — „ist der Komponist auch des neuen Flauto solo."

„Ah," meinte der Kronprinz und heftete gleich dem Könige sein durchdringendes Auge auf den Hautboisten, der den scharfen Blick freimüthig aushielt, „in dem Menschen steckt etwas."

„Es scheint," nickte der König und sagte dann zu Grundmann: „Melde Er sich morgen früh bei mir. Er wird mir dann sagen, was ich für ihn thun kann."

Der Kronprinz aber zog Papusch bei Seite.

„Er hat über mich gesiegt," sagte er, „und ich habe die Niederlage verdient. Preußens zukünftiger König sollte zu hoch denken, um sich über einen alten Mann, der stets seine Pflicht und Schuldigkeit gethan, moquiren zu wollen."

„Königliche Hoheit!" flüsterte der alte Kapellmeister tief bewegt.

Friedrich winkte ihm freundlich zu, und die Hautboisten zogen mit ihrem Kapellmeister ab.

Vor dem Schlosse aber fiel Papusch freudestrahlend dem nicht minder seligen Grundmann um den Hals.

„Teufelskerl, Teufelskerl!" rief er. „Hat's richtig fertig gebracht! Na, komm' Er mit nach Hause zur Lene, und ihr Anderen auch, heute gibt's Fredersdorfer Bier, so viel in euch hineingeht."

Man kann sich auch Lenens Glück vorstellen. Sie umschlang den Geliebten und herzte und küßte ihn, wozu Papa Papusch stillvergnügt lächelte, während die anderen Hautboisten dem Brautpaare ein lautes Hoch ausbrachten.

Am nächsten Morgen erschien Grundmann in Galauniform im königlichen Schlosse und wurde sogleich bei dem Monarchen vorgelassen.

„Nun, hat Er sich Seinen Wunsch überlegt?" fragte Friedrich Wilhelm, die Riesengestalt des Gardisten wohlgefällig musternd.

„Ich habe nur einen Wunsch, den, daß mir Euer Majestät Huld und Gnade stets bewahrt bleiben."

„Das werden sie, besonders, wenn Er noch mehr solcher hübschen Sachen wie das ‚Schweine-Konzert' setzt. Um Ihm die nöthige Lust und Liebe dazu einzuflößen, ernenne ich Ihn hiermit zu meinem Hofkompositeur mit einem jährlichen Gehalt von zweihundert Thalern, wobei Er Seinen Sold als Hautboist natürlich nach wie vor erhält."

Der also Bedachte dankte freudestrahlend, denn so viel Gnade hatte er nicht erwartet, worauf ihn der König mit gnädigem Winke entließ.

Es versteht sich von selbst, daß der alte

Kapellmeister nun nichts mehr gegen eine Verbindung seiner Tochter mit Grundmann, dem „Hofkompositeur" Seiner Majestät, einzuwenden hatte. Die Hochzeit des jungen Paares fand bald darauf statt, und Papusch bereute niemals seine Zustimmung.

Friedrich Wilhelm blieb seinem Hofkomponisten stets gewogen. Die weiteren Tonschöpfungen des Letzteren gefielen dem Monarchen gleich gut, was allerdings mit Rücksicht auf Friedrich Wilhelm's bescheidenes musikalisches Verständniß weiter kein Beweis für Grundmann's hervorragende Bedeutung sein soll.

Nach des Königs Tode wurde die Riesengarde aufgelöst, und auch unser Hautboist nahm seinen Abschied. Er hatte sich mittlerweile so viel erspart, um ein kleines Haus kaufen zu können, worin er dann eine Schankwirthschaft etablirte.

Schwiegerpapa Papusch, der ebenfalls seinen Kapellmeisterposten quittirt hatte, zog zu ihm, und beschäftigte sich in der Folge mit der Unterweisung seiner beiden Enkel in der Musik und mit der Bedienung der Gäste. War er besonders gut gelaunt, so erzählte er den Letzteren auch wohl die Geschichte vom „Schweine-Konzert".

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ueberzeugender Schluß. — Sir Henri Clinton, englischer General während des nordamerikanischen Befreiungskrieges, reiste eines Tages aus seinem Lager ab, um einen Besuch bei einer befreundeten Familie abzustatten. Er mußte dabei einen Fluß passiren, dessen eines Ufer von den Truppen Washington's besetzt war. Spione hinterbrachten dies dem Letzteren und dieser beschloß, den englischen General aufzuheben. Es wurden einige leichte Boote und hundertfünfzig entschlossene Matrosen ausgewählt, und Alles so vorbereitet, daß die Expedition nur den Eintritt der Nacht zur Ausführung des Planes erwartete. Plötzlich trug Oberst Hamilton Washington folgendes wichtige Bedenken vor: „Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß das Unternehmen gelingen wird; aber haben Sie auch die Folgen wohl bedacht?"

„In wiefern?" fragte Washington erstaunt.

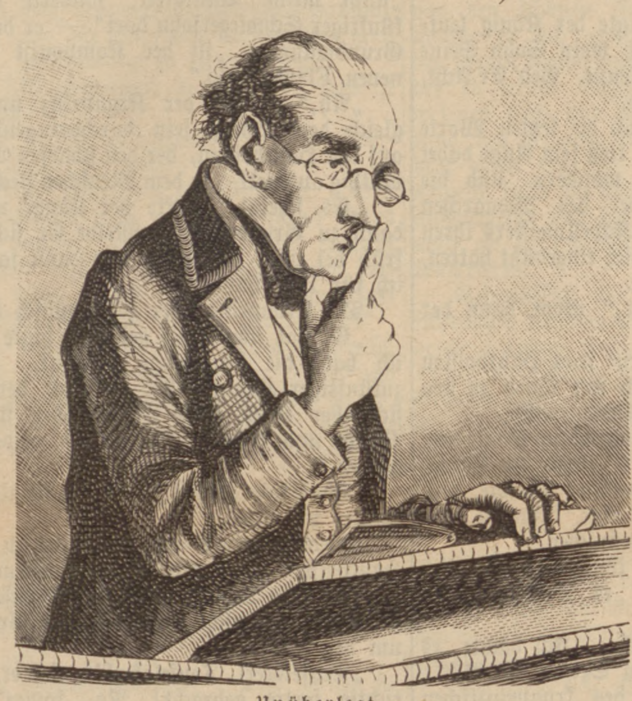
„Je nun," versetzte Hamilton, „ich glaube fast, daß wir dabei eher verlieren, als gewinnen, wenn wir den General Clinton vom Kommando der britischen Armee entfernen. Er hat schon so viele, für uns sehr vortheilhafte Dummheiten gemacht, und die Engländer werden sicher einen besseren schicken."

Washington gestand, daß dies Bedenken allerdings begründet sei, dankte Hamilton und gab die Expedition auf. General Clinton blieb unbehelligt. [E. K.]

Seidenlocken. — In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts hatten aus Seide gefertigte Locken die aus Menschenhaar hergestellten fast vollkommen verdrängt. Eine dahin bezügliche Annonce des Intelligenzblattes zu Berlin vom Jahre 1829 Seite 1611 ist sehr interessant. Sie lautet: „Die Berliner Seidenlocken-Fabrik von C. Haase, Scharrenstraße Nr. 5, bezieht wiederum die nächste Frankfurter Messe mit ihrem rühmlichst bekannten Fabrikat seidener Locken in mehreren ganz neuen Formen, Kopien nach Pariser Modellen à la Malibran. Das Röthlichscheinen der Seide bei Licht ist durch eine neue Erfindung nun gänzlich vermieden und daher den Haarlocken vorzuziehen, sowohl der Billigkeit, als des üblen Geruchs wegen." Der Einsender wollte natürlich den „üblen Geruch" auf die Haarlocken beziehen. — Die Dichter konnten also damals mit vollem Recht von den „seidenen Locken" der Geliebten schwärmen. [J.]

Kein Kredit. — Ein junger Dragoneroffizier passirte bei einer Parade vor Ludwig XIV. Revue, als sein Pferd einen plötzlichen Sprung machte und dadurch seinen Hut auf die Erde warf. Einer seiner Kameraden hob ihm diesen dadurch auf, daß er ihn mit seinem Degen durchstach und ihn so seinem Besitzer präsentirte. „Sandis," rief der Dragoneroffizier, „ich wollte lieber, Du hättest Dein Schwert in meinen Leib, statt in meinen Hut gebohrt!" Der König hörte diese Worte und forderte eine Begründung derselben. „Sire," antwortete der Offizier, „bei dem Chirurgen habe ich Kredit, aber bei meinem Hutmacher nicht." — Dem König gefiel diese Antwort so, daß er sofort alle Schulden des jungen Offiziers bezahlte. [J. Wl.]

Humoristisches.



Unüberlegt.

Professor: Wenn wir so das Elend der Welt an uns vorüberziehen lassen, so kommen wir unstreitig zur Erkenntniß des Satzes: Es ist das Beste, nicht geboren zu sein. — Aber, meine Herrn, dieses Glück ist unter Millionen kaum Einem beschieden.



Naive Frage.

Du, Mama, das Mädchen vom zweiten Stock erzählte vorhin unserer Rieke, der Bäcker nebenan habe ihr gestern einen Heirathsantrag gemacht. Wie thut man denn das? Hat Dir auch schon Jemand einmal einen Heirathsantrag gemacht?

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 46.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 44:
Ein unnütz Leben ist ein früher Tod.

Kapsel-Räthsel.

Nun sehet, ob ihr mir könnt sagen
Mein Wort, das, sieht man euch darin,
Auf seinem Kopfe hat zu tragen,
Was dann nach allen Seiten hin
Sofort wirft hellen lichten Schein,
Wenn für euch tret' ich selber ein. [M. Paul.]

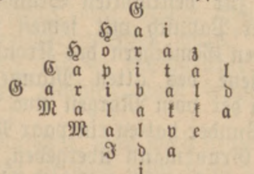
Auflösung folgt in Nr. 46.

Räthsel.

Gewürz, Gemach und Eigenthum: ein Land aus diesen Dreien
Wird durch der höchsten Schönheit Ruhm die Reisenden erfreuen.

Auflösung folgt in Nr. 46. [R. Frantz.]

Auflösung des Diamant-Räthsels in Nr. 44:



G
H a i
H o r a z
C a p i t a l
G a r i b a l d i
M a l a k k a
M a l v e
I d a
i

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.